

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Krüger, Michael
Archive des Zweifels

Gedichte aus drei Jahrzehnten
Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Kurt Drawert

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3295
978-3-518-39795-4

suhrkamp taschenbuch 3295

Bereits mit seinem ersten Gedichtband, dem 1976 erschienenen *Reginapoly*, hatte Michael Krüger einen unverwechselbaren Ton gefunden; mittlerweile schreibt er in seinem lyrischen Werk drei Jahrzehnte deutscher Wirklichkeit mit und schenkt dabei oft gerade den einfachen Dingen Beachtung, die doch schwer zu sagen sind, weil die hohen Diskurse für sie keine Sprache mehr haben. Dem Spiel eines Illusionisten vergleichbar, geraten hier die Alltäglichkeiten zur Sensation, wie die scheinbaren Sensationen zur Alltäglichkeit schrumpfen; und dem scharfen Blick auf die Dinge steht der Zweifel an der Gültigkeit des Gesagten entgegen. Daß Krügers Gedichte zum gesicherten Bestand der deutschen Lyrik zu rechnen sind – so selbstverständlich in ihrer poetischen Energie, so überzeugend in ihrer Suche nach den richtigen Fragen wie ihrer Behauptung, ein Teil der Antwort zu sein –, das belegt diese von Kurt Drawert vorgenommene Auswahl, die drei Jahrzehnte lyrischen Schaffens über die frühen Veröffentlichungen bis hin zum 1998 erschienenen Band *Wettervorhersage* vorstellt. Die vierte Abteilung versammelt bisher in Buchform unveröffentlichte Gedichte; die »Archive des Zweifels« finden ihre Fortsetzung.

Michael Krüger, geboren 1943, ist Leiter des Carl Hanser Literaturverlags und Autor zahlreicher Prosa- und Lyrikbände. Zuletzt erschien sein Roman *Die Cellospielerin* (2000). Für sein Werk erhielt er u. a. 1986 den Peter-Huchel-Preis, 1994 den Ernst-Meister-Preis, 1996 den Prix Médicis Etranger und 2000 den Kulturellen Ehrenpreis der Stadt München.

Michael Krüger
Archive des Zweifels

Gedichte
aus drei Jahrzehnten

Herausgegeben und
mit einem Nachwort versehen von
Kurt Drawert

Suhrkamp

2. Auflage 2017

Erste Auflage 2001

suhrkamp taschenbuch 3295

© dieser Zusammenstellung

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Quellennachweise am Schluß des Bandes

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39795-4

Archive des Zweifels

I

Wie es so geht

Reginapoly

4. Der erste Besuch nach Jahren

Sie kam spät. (Lange hatte sie vor dem Haus gestanden im Gespräch mit der Klingel, die sie nicht berühren wollte; einerseits: zu viele Hände; andererseits: der Glaube an einen Rest Magie.)

Ich beobachtete sie lange vom Küchenfenster aus: sie hatte einen Atlas in der Hand, in dem sie vergeblich unser Haus suchte. (Das Kartenlesen habe sie verlernt, erzählte sie später.) Plötzlich stand sie auf der Veranda: ein klapperdürres Gestell mit ausgebleichten Haaren. Mit einem Geruch nach Pilzen und Brombeeren. Schon saß sie mir gegenüber, schon hatte sie ihre Papiere ausgebreitet: »meine Archive des Zweifels«, sagte sie; säuberlich geordnet: die zitierten Zweifel, die Erfahrungszweifel, usw., schließlich: die unerledigten Zweifel (auf einem abgewetzten Stück Papier: Nichts als Indiskretionen, sagte sie, nicht der Rede wert!). Warum dieser späte Besuch? Nach so vielen Jahren Angst vor der eigenen Ähnlichkeit, nach so viel öffentlicher Isolierungswut, sorgsam verheimlichter Selbstdarstellung, nach nach nach so vielen dilettantischen Projekten für die Zukunft der Wahrscheinlichkeit: dieser abendliche Überfall. Sie können einpacken! schrie ich, ich will meine Unruhe behalten: das ist das mindeste,

was man erwarten kann. Schon
war sie aufgestanden. Schon stand sie im Garten
neben den Schattenhaufen. Eilig
schloß ich das Fenster: damit der Geruch bliebe
nach Pilzen und Brombeeren. Am nächsten Tag
auf dem Tisch der zerkrantschte Zettel: er lag
in der Hand wie ein Stein. Sofort
warf ich ihn in die Unordnung des Gartens
und freute mich wie ein Kind
am Klirren der Scheiben.

6. *Wie es so geht*

Alles ist ruhig. Es ist nichts passiert.
Den Fehler, die Welt zu entdecken, haben wir längst schon
bereut.
Jeder Spatenstich, jeder Knochenfund, jede ausgegrabene
Hoffnung:
ihre Untauglichkeit ist längst schon bewiesen. Ruinen
werden hier nach Plan gebaut: auch das eine alte Lösung
für später.
Auf den künstlichen Trümmern lagern Familien, verbissen
geben sie farbige Fotos herum: Schnappschüsse, ohne Gewähr.
Von einer kleinen Liste von Einwänden war die Rede,
Lächerlichkeiten, nicht der Rede wert: nicht wert
jedenfalls, die andere zu unterbrechen.

Alles ist ruhig. Es ist nichts passiert.
Die kleinen Wunden bluten, wie üblich, die Verspätungen
haben einen Grund. Mit anderen Worten, auf andere Weise,
anders gesagt: der Zufall geht wieder einmal als Sieger hervor,
die Vernunft ist geschlagen: nicht einmal das
sieht man ihr an. Ihr Profil ist weicher geworden,
seitdem sie nur noch von sich selber spricht, ihre Augen

akademischer, jede ihrer Äußerungen ist leicht entschuldbar. Es macht einen teuflischen Spaß, ihr zuzusehen: den sanften Dramatisierungen ihrer Gleichgültigkeit.

Alles ist ruhig. Es ist nichts passiert.

Die Gefühle sind unscheinbarer geworden, wie erwartet,
der Haß
hat sich verwandelt in Neid. Nur keine Aufregung,
nur kein Theater, nur keine Traurigkeit: die Finanzierung
der Apathie
ist gesichert. Der Export nimmt wieder zu. Das Leben
ist verbesserungsfähig geworden, endlich,
endlich erfüllt sich eine alte Hoffnung, endlich
hat sich die Anstrengung gelohnt. Im Museum, ungeschützt,
die schüchternen Ambitionen vergangener Jahre:
jedem wird plötzlich sonnenklar, woran die Geschichte
zerbrach.

Es ist nichts passiert. Alles ist ruhig.

Das Alphabet ist wieder in Gebrauch, das Einmaleins,
der Dialog hat Konjunktur. Die alten Hüte,
die alten Weissagungen, die alten Erscheinungen: alles
sieht aus wie neu. Jeder hat seit gestern das deutliche Gefühl,
daß es ihn gibt. Jeder kann sich sehen lassen. Jeder sieht jedem
mit Interesse zu. Die stotternden Unterhaltungen
sind verstummt, alles geht flüssig von der Hand, die intimen
Entgleisungen gibt es nicht mehr. Das Dunkel wurde
abgeschafft:
Aphorismen beschreiben die Welt mit tödlicher Klarheit.

Mein Ohr

I

Sonntag nachmittag. Beim Aufwachen vom Mittagsschlaf stand die Zimmertür halboffen, das erinnerte mich an mein Ohr: unausgeschlafen suchte ich mein Gesicht an der Wand. Vor dem Einschlafen hatte ich beide Hände an die Ohren gepreßt und über einen Satz nachgedacht (aus einem Vortrag vom Vortrag): die Geschichte der Fotografie ist zu Ende. Ich wollte diesen Satz in meinem Kopf behalten, vereinzelt, losgelöst von den anderen Sätzen, die noch folgten, über das Ende hinaus.

2

Ich hatte mir vorgenommen, mir die letzte Fotografie vorzustellen: Waren Menschen darauf zu sehen? Ein Stück Natur? Welches? Welche? Ein Porträt? Im Vordergrund, dachte ich, ein Porträt der Verachtung: Selbstzufriedenheit im Blick, nervöses Licht; ein polemisches Gedicht über den Anfang. Der Hintergrund eine Reportage über die sich rasch ausbreitende Hysterie. An diesem Nachmittag ging die Geschichte der Fotografie zu Ende. Schnell stand ich auf und schlug die Tür zu, um das Bild zu zerstören von meinem Ohr.

3

Dabei hatte alles so gut angefangen:
 der gereizte Blick, die Konzentration,
 das unbewegte Hinsehen auf die
 rasch laufenden Tränen; das sanfte Brom.
 Noch ein Ende. Im letzten Quartal
 dieses Jahrhunderts dieses irrsinnige
 Gedrängel. Ängstlich betaste ich
 mein Ohr, den samtigen Knorpel: man wird
 wieder hören lernen: das Gepolter
 der rasch laufenden Tränen unmittelbar
 vor der Erstarrung.

4

Ich blieb bis zum Abend
 ganz ruhig auf meinem Bett liegen,
 die Hände neben den Oberschenkeln,
 und dachte an das Ende der Geschichte
 der Fotografie. (Resignative Theorien,
 dachte ich, haben auch ihr Gutes:
 sie werfen lange Schatten, in denen
 man sich ausruhen kann.) An der Wand
 sah ich plötzlich ein dünnes Männchen
 in einem schäbigen Pelz, vor ihm
 ein Mädchen mit Zöpfen, dem die Tränen
 über die Backen liefen: so langsam,
 daß man es kaum wahrnehmen konnte.

*Über die Entstehung der Poesie
in der Republik Österreich*

Das wurde, sagte sie, dann sehr plötzlich
zusammengedrückt: und zwar auf den engsten Raum.
Die kulturellen Flächen, die Monarchie,
die großen flächigen Träume, die ganze südosteuropäische
Einbildungskraft wurde plötzlich – und jetzt schrie sie
bereits, sie brüllte, ohne daß einer der Gäste auf sah –
diese ganze südosteuropäische Einbildungskraft sackte
plötzlich in sich zusammen. Nicht nur die Macht
oder die Ökonomie,
auch die Träume sackten in sich zusammen. Alles.
Aber das ist noch nicht alles.
Das hat nichts zu tun
mit dem bayrisch-agrarischen Wahnsinn. Wir verhielten uns
ruhig.

Wir blieben sozusagen im alten Gebäude wohnen, in
der Registratur, im Katasteramt, in den unzähligen Kanzlei-
stuben. Noch Jahre danach saßen wir in den alten Schulen:
den Kopf im Nacken, die Augen am Himmel,
im Himmel, wir hatten die Augen noch jahrelang in den
Himmel

hineingedrückt. Aber die Folge
des starken Zusammendrucks, die eigentliche Folge,
die wollte sie nun erklären. Die Gaststube war dunkel
und kühl. Über den Platz vor dem Haus ging sehr langsam
ein irres Kind. Plötzlich warf es die Arme
in die Höhe und fiel
flach auf den Boden. In dieser Natur,
sagte sie kichernd, kommt besonders diese Natur zum
Vorschein.

Ich konnte ihre Stimme sehen,
wie sie sich Platz schaffte, wie sie um das Kind herum-

schlich und es zudeckte ... Ich verstehe Sie nicht, sagte ich, aber ich kann Ihre Stimme sehen. Sie redete, und ich wollte gehen. Ich will jetzt gehen. Sofort stand ich auf. Noch während ich sprach, sahen wir mich fluchtartig das Dorf verlassen. Träume, rief sie, zahlen sich hier nicht aus.

Aufgrund des starken Drucks (die Wirtin konnte diesen Satz noch hören) sei die gesamte Welt, diese Republik, nun vollständig in den Kopf abgewandert, jede andere Wirklichkeit außer der Kopfwirklichkeit existiere nun nicht mehr, nach ihrer Einschätzung, das Wahrnehmungsinteresse konzentriere sich zunehmend auf Phantastisches, auf Künstliches. Die Natur ist für uns, das kam jetzt schon zum drittenmal, nur eine Unterform von Künstlichkeit, ein Nebenprodukt der Phantasie, sozusagen. Wie sie das meine? Warum sie ununterbrochen rede? Woher diese ununterbrochene Rede komme? Aus welcher Quelle? Um mir das zu erklären, rede sie. Die Entstehung der Poesie in Österreich, das sei ihr Thema. In der Republik Österreich. Ihr eigentliches Thema sei das, daher diese Ausschweifungen, sagte sie. Das müsse man sich folgendermaßen denken: die Verwahrlosung nach dem ersten Weltkrieg, nach Weltkrieg eins, der Wegfall der Repräsentation, der Wegfall der gesamten kulturellen Repräsentation, sagte sie, hier der agrarische Wahnsinn, die Naturalwirtschaft, dort die Hauptstadt, die vollständige Entfernung beider, das bitte sie zu bedenken, die plötzlich viel zu große Hauptstadt. Als Kopf solle ich mir diese Stadt einmal vorstellen, wie alles durch den Druck in diesem Kopf zusammengedrückt wird, dieses Gewimmel

solle ich mir mal vorstellen, dieses irrsinnige Gedränge,
diese vollständige Abwesenheit von Luft: hier,
sagte sie, müssen Sie die Wiederentdeckung des Wahnsinns
datieren. Die Wiederentdeckung des Verpflichtungs-
wahnsinns. Was draußen
vor sich ging, die Geschichte, die historische Reproduktion,
das fand sich plötzlich alles im Kopf
versammelt: diesen Schmerz,
sagte sie, und sie gurgelte das Wort förmlich,
diesen Schmerz
können Sie sich nicht vorstellen, dieser Schmerz
erzeugte den ungeheuerlichen Druck.
Einen abgeschlossenen Raum müssen Sie sich vorstellen,
die Atemlosigkeit in solchen abgeschlossenen Räumen.
U. a. sei das einer der Gründe. Aber
das ist noch nicht alles, sagte sie.

Woher diese Angst kommt. Woher die Angstvertreibung.
»Die Wirbel der Sprache führen ins Bodenlose«, sagte der
Lord.

Und dann der Abstieg
nach all den Rettungsversuchen. Es war ja
alles versucht worden, sagte sie, in den ersten
dreißig Jahren, das kann man nachlesen, ganz Europa
liest das nach, hört das nach: hat diese Stimmen im Ohr.
Zugleich die Austrocknung des Handwerks,
der vollständige Ruin des Handwerksstands, auch das
eine Folge des mörderischen DRUCKS. Damit einhergehend
»die Entfernung von der Vernunft in dem Vertrauen
und der festen Überzeugung,
daß man ihr folge«. Das Empfinden,
immer noch die alten zu sein, und die Tatsache,
daß wir schon lange andere waren, das hat uns fertig-
gemacht, das hat uns Auf-
schwung gegeben. Aber das ist noch nicht alles.

Die Wirtin saß fett und mit verkniffenen Augen neben dem Tresen und lauschte. Plötzlich stand sie auf und kam an unseren Tisch. Sie schwieg. Sie sagte: Dieses Land, mein Herr, klebt zwischen Tür und Angel. Glauben Sie ihr nicht. Seit Jahren kommt sie her und spricht so. Das ist gut fürs Geschäft. Die allgemeine Katastrophe, mein Herr, nimmt hier ihren Lauf, hier vor der Tür, wenn Sie bitte sehen wollen, in diesem Dorf.

Uns hat die Natur hier (bei diesen Worten zuckende Bewegungen) vollkommen unterdrückt: diese Berge, aber auch die Luft, die gesamte Umgebung, wie Sie sie hier sehen können, ist in uns hineingekrochen, ist uns in den Kopf gestiegen, in den Kopf gekrochen, unaufhörlich schiebt sich bei uns alles in unseren Kopf. Die sogenannte Wirklichkeit, wenn Sie wissen, was ich meine, kennen wir nur noch von Bildern; deshalb die Angst vor Postkarten und Merianheften, wie Sie bemerkt haben werden, Stadtansichten jagen uns Schrecken ein, nicht einmal die Zeitung lesen wir ohne Mißtrauen.

Ich war auf der Mitte des Platzes angelangt. Die Natur, hatte sie gesagt, hat uns hier vollständig eingeholt. Kopfdeserteure, Kopflandstreicher, sage ich zu dem Mädchen. Wir fotografieren uns gegenseitig; wir kaufen neue Filme und fotografieren wie verrückt: Du vor dem Kukuruzfeld, du vor dem Gasthaus. Hier bleiben wir. Das Dorf hat Farbe gekriegt, sage ich der Wirtin. Wir bleiben neun Tage. Zuerst Auflehnung, dann Feuilleton, schließlich Parodie. Am Abend des neunten Tages war sie verschwunden. Auf die Rückseite eines Fotos schrieb ich: »Dieses Lied konnte sich mein Vater, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht satt hören. Ich mußte es immer wieder spielen und singen. Nur

als es sich mit seiner Krankheit zu Ende neigte,
ließ er mir sagen, ich möchte es nicht mehr singen,
es mache ihn traurig.« Es mache ihn traurig. Warum
hat er es Ihnen nicht selber gesagt,
sagte die Wirtin. Das Licht war heller geworden: ich spürte,
wie es auf die Lider drückte, wie es den Kopf
zusammenpreßte. In der abgedunkelten Gaststube
verfolgte ich die raschen Bewegungen des Lichts. Die Wirtin
schwieg neun Tage lang. Daraufhin fuhr ich ab.

für Karl Heinz Bohrer

Archäologie

I

Das ganze Jahr über ('75) wollte ich
ein politisches Gedicht schreiben über

Deutschland; es sollte Die Unnatürliche Wärme
heißen und war gedacht für einen Freund in

Kalifornien, der nicht nach Deutschland
kommen konnte in diesem Jahr, der nicht

durch Deutschland reisen konnte in diesem
Jahr, um die Veränderungen selber zu sehen:

das Gedicht sollte die Lücke füllen
zwischen seinem letzten Aufenthalt hier

und dem nächsten, damit er nicht erschrickt
und sofort zurückfährt das nächste Mal

oder hastig auf seinem Ticket nachschauen
muß, ob er in einem anderen Land gelandet

ist, etwa. Das ganze Jahr über sammelte ich
Material für Die Unnatürliche Wärme über

die unnatürliche Wärme, die sich ausgebreitet
hat über Deutschland: in den Zeitungen und

Zeitschriften, den Wohnungen und auf der
Straße, in den Köpfen und in der Rede über

die große Kälte, die sich ausgebreitet haben
soll in den Zeitschriften und Zeitungen,
auf der Straße und in den Wohnungen, in der
Rede und in den Köpfen. Pünktlich jeden Ersten
setzte ich mich hin und sichtete das Material
für mein meteorologisches Gedicht: die Notizen
über den Wind, der uns mit plötzlicher Heftigkeit
ins Gesicht bläst; über das rasch sich ausbreitende
Tief und den damit zusammenhängenden Wetterum-
schwung; über die kalte Meeresluft, die aus Südwest-
europa kommt und nach Nordosten fließen soll;
über die Klimaschwankungen und sonstigen meteoro-
logischen Einbrüche. Ich wollte versuchen, die sich
ausbreitende Angst vor der angekündigten Kälte
zu beschreiben und was die Angst angerichtet hat:
daß alle plötzlich näher zusammengerückt sind,
um sich einander zu wärmen; daß alle sich plötzlich
vermummt haben und kaum noch wiederzuerkennen sind;
daß kaum einer mehr auf der Straße zu sehen ist;
daß die wenigen zum Himmel starren und die Forma-
tionen der Wolken interpretieren; daß, als Folge
der Angst vor der angekündigten Kälte, es im Sommer
in Deutschland so aussah als wär schon Dezember. Man
flüstert wie im Winter, hatte ich mir notiert, dabei